

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueule.

der Rheinischen Volkszeitung

Rotationsdruck und Verlag von
Hermann Rauch, Wiesbaden.

Nummer 19

Sonntag, den 10. Mai 1914

32. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 10. Mai. Antonius
Montag, 11. Marius
Dienstag, 12. Bonifatius
Mittwoch, 13. Servatius

Donnerstag, 14. Bonifatius
Freitag, 15. Rupert
Samstag, 16. Joh. v. Nep.

Nachdruck verb.

Vierter Sonntag nach Ostern

Evangelium des hl. Johannes 16, 5-14 (Jesus verheißt den Tröster).

Zu jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Ich gehe nun zu dem hin, der mich gesandt hat, und niemand von euch fragt mich: Wo gehst du hin? sondern weil ich euch dieses gesagt habe, hat die Traurigkeit euer Herz erfüllt. Aber ich sage euch die Wahrheit: Es ist euch gut, daß ich hingehe; denn wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen; gehe ich aber hin, so werde ich ihn zu euch senden. Und wenn dieser kommt, wird er die Welt überführen von der Sünde und von der Gerechtigkeit und von dem Gerichte: von der Sünde nämlich, weil sie nicht an mich geglaubt haben; von der Gerechtigkeit aber, weil ich zum Vater gehe und ihr mich nicht mehr sehen werdet; und von dem Gerichte, weil der Fürst dieser Welt schon gerichtet ist. Ich habe euch noch vieles zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht tragen. Wenn aber jener Geist der Wahrheit kommt, der wird euch alle Wahrheit lehren; denn er wird nicht von sich selbst reden, sondern was er hört, wird er reden, und was zukünftig ist, euch verkünden. Derselbe wird mich verherrlichen; denn er wird von dem Meinigen nehmen und es euch verkünden.

*

Niemand von euch fragt mich: „Wo gehst du hin?“ — Das Interesse der Jünger für den Heiland ist nicht geringer geworden, aber es wird überwogen von einem anderen Gedanken. Kaum haben sie vernommen, daß der Meister von ihnen gehen und sie, allein auf sich gestellt, zurücklassen wird, da erhebt sich auch die bange Frage: Was wird nun aus uns werden? Die Sorge für das eigene Ich, der Egoismus (ego = ich), hatte noch nicht die christliche Tugend aufkommen lassen, die der hl. Paulus (1. Kor. 13, 4f) beschreibt: „Die Liebe . . . sucht nicht, was nur ihr Nutzen bringt.“ Sie mußten erst noch die große Liebe des am Kreuze verblutenden Gottmenschen schauen, um selbst in wahrer, selbstloser Liebe zu ihm zu entbrennen und die Menschheit damit zu entzünden.

Aber ist es ihnen wirklich gelungen, der Menschheit diese von Grund auf christliche Geistesrichtung zu geben, die über dem vielleicht einmal kommenden eigenen Leid die vor der Tür stehende Not des Nächsten nicht herzlos übersehen? Ist die Rücksicht auf den eigenen Vorteil ohne Rücksicht auf andere, ist dieser Erbfehler der Menschheit im Laufe der Jahrhunderte wirklich geschwunden und nicht gar noch größer geworden?

Man braucht nicht zu fürchten, Pessimist gescholten zu werden, wenn man rückhaltlos feststellt: Höher als die 10 Gebote Gottes steht weiten Kreisen das Menschengesetz, seine „Persönlichkeit durchzusetzen“, koste es, was es wolle, und gingen auch ungezählte Existenzen darüber zugrunde. Fast scheinen zuweilen die trüben Zeiten des Jaustrichts wieder anzukommen, wo das Recht des einzelnen nichts mehr galt, wenn ein Stärkerer Macht und Bedürfnis hatte, sich auszudehnen und auszuleben. So wurde der Balkankrieg entfesselt, so in Mexiko die Lunte an das Pulversäß gelegt. Auch die Opfer des Egoismus haben wir gesehen: Selbst das geheiligte Völkerrecht ward mit Füßen getreten, und auf rauchenden Trümmern pflanzte sich die Fahne der „Freiheit“ auf.

Und was entzweit im Vaterlande selbst die Parteien und Konfessionen? Ist's nicht gar zu häufig der krasseste Egoismus, der statt ehrlicher Ueberzeugung die nadelspitze Zunge regiert und mit der Macht der Sprache, dieser Gottesgabe, den unbequemen Gegner samt seinem wohlbegründeten Recht vernichtet?

Zeigt das wirtschaftliche Leben nicht genau dieselbe Erscheinung! Buersel haben einzelne gewissenlose Unternehmerfreie in unverantwortlichem Egoismus die Kraft der Schwächeren rücksichtslos zu ihrem Vorteil ausgenutzt, und nun haben die Massen es auch gelernt und antworten mit Boykott, vom Baun gebrochenen Streiks, minderwertiger Arbeit, Desraudation. Und wie es enden wird, wer kann es sagen, wenn Riebsche, dieser von der Wissenschaft abgelegte, im Irrsinn geschiedene Philosoph, nun immer mehr der Held der „niederer“ Schichten wird. Hier wird sich Fr. W. Foersters Hoffnung kaum erfüllen: „Wer sich

selber unbarmherzig betrachtet, dem muß aller Ich-Kultus vergehen, er weiß untrüglich, welchen Weg er zu gehen hat, um über sich selbst hinauszuwachsen.“ — Gewiß, der Kaufmann, der Geschäftsmann kann es oft nicht ändern, daß sein Emporstieg für den Konkurrenten Verlust bedeutet. Doch, wenn er es darauf ablegt, wenn jedes Mittel ihm dazu willkommen ist, wie wir es beispielsweise bei den Trusts bemerken, dann ist auch er ein rücksichtsloser Egoist, der nur sich selbst kennt, jedoch Gottes Gebot so wenig wie des Nächsten Recht.

Und wenn man hört, wie unsere Großstadtkinder eine freudenlose Jugend haben, weil widerwärtige Selbstsucht jede Neuerung kindlichen Frohsinnes schroff verbietet; wie kinderreichen Familien die Wohnung gar gekündigt wird, weil irgendein griessgrämiger Junggeselle oder eine ihrer Jugend längst entfremdete Jungfer das Trippeln kleiner Kinderfüße nicht ertragen mag — ist das nicht Egoismus, der verdiente, den himmel-schreienden Sünden beigezählt zu werden!

In den Familien, welche ein traurig Bild! Familienhände sind gelodert, Ehescheidung, die früher in der öffentlichen Meinung ächtete, sie hindert heut' nicht mehr, zu hohen Ehrenstellen aufzusteigen. Der Familieneisch wird immer kleiner, die Familientragödien immer häufiger und furchtbarer — beklagenswerte Opfer jener Selbstsucht, die nur das Leben schätzt, solange es Genuß gewährt, und jene Manneskraft entwertet hat, die sich darin gefällt, dem widrigen Geschick mutvoll die Stirne zu bieten.

Familienfenn, das schöne Wort, ist häufig nur noch Phrase. Kaum ist der Sohn, die Tochter erst den Kinderschuhen entwachsen, so denken sie allein an sich. Familienehre, Familienglück, der Lebensabend greiser Eltern berührt sie kaum. Vielleicht daß sie den Eltern eben noch, wie Fremde, Kostgeld zahlen, statt ihnen freudig nun mit ihrer Arbeit Lohn das harte Los zu lindern.

Ist hubiel gesagt, wenn da ein Neuerer die bittere Klage führt: Allenfalls hat sich maßloser Egoismus, ungebändigte Selbstsucht der Herzen bemächtigt, eine Selbstsucht unslätig wie die Lust, nach welcher sie schmachtet, eine Selbstsucht nebelhaft wie die äußere Reputation, nach welcher sie hascht. Daher der menschenverachtende Hochmut bei den Höherstehenden; daher die fieberhafte Unzufriedenheit bei der Masse des Volkes, daher die Streitsucht im öffentlichen Leben, der Unfriede in den Familien.“ Ja, „nur der Eigennutz und die Habgier sind das Triebrad, das die Welt in Bewegung setzt“.

Aber woher dieser maßlose Egoismus? Kardinal Kopp hat es ausgesprochen: „Die Gottlosigkeit und die Selbstsucht rufen überall zu ihrem Dienste. Und Tausende folgen diesem Rufe . . . So tritt ein neues Heidentum unter uns auf, und die Geschlechter mehrten sich, die Gott nicht mehr kennen.“ — Das ist in der Tat die tiefere Begründung: Gottlosigkeit und Selbstsucht wachsen nebeneinander, vergehen miteinander. Auch bei den Jüngern des Heilandes schwand diese Selbstsucht, dieses Denken nur ans eigne Ich in demselben Maße, als ihr Gottesglaube und ihre Gottesliebe zunahm. Da achteten sie alles gering, ertrugen alles gern, wenn es Gottes Ehre galt. Der Egoismus ist ja mit gottgläubiger Gesinnung unvereinbar, ist in gewissem Sinne — wenn auch sicher meist unbewußt — eine Art Abgötterei; denn er setzt Gott förmlich ab und den armeligen, winzigen Menschen an seine Stelle. Gott, der Mittelpunkt des Weltalls, um den sich alles gruppieren und nach dem sich alles richten mußte, muß weichen, und in seine Rechte drängt sich der Mensch ein. „Es ist, als ob er nur immer sich selber sähe und auf den Lippen stets bloß die eine Frage trüge: und ich?“ Das schleicht sich sogar ein, wo man Gott zu dienen glaubt, beim Gebet. Warum betet solch ein selbstsüchtiger Mensch? Es soll weniger Gott ehren, als dem Bittsteller nützen oder ihn trösten und mit erhebenden Gefühlen erfüllen. Daß dem so ist, erkennt man an dem Verhalten eines solchen Menschen, wenn seinen Wünschen nicht sofort Erhörung wird: Dann erkalte der Eifer das Gebet wird seltener, Murren folgt, Mißtrauen, wenn nicht gar Feindschaft gegen Gott. Es fehlt ihm eben, was Geibel preist:

„Das ist die köstlichste der Gaben,
Die Gott dem Menschenherzen gibt,
Die eitle Selbstsucht zu begraben,
Indem die Seele glüht und liebt.“

Die „eitle“ Selbstsucht saet der Dichter, und damit hat er

recht. Der Egoismus ist zugleich auch Frucht der Eitelkeit. Der Mensch überhäuft sich, er verkennt, daß er nur ein Teil des Universums ist, kein überflüssiger, aber doch ein winziger gegenüber Gott und der Menschheit. „Es ist, als ob die ganze Welt, ja Gott selber nur unser Wegweiser da wäre.“ Und diese Anschauung beherrscht nun das ganze Handeln. Der Mensch wird „steif, glatt, eifrig; seine Höflichkeit artet in Biederkeit aus, seine Liebe in Absichtlichkeit, sein Denken in Selbstbespiegelung, sein Reden in Schwulst, sein Wesen in Unnatur“. Was gilt dem Egoisten noch Freundschaft, Dankbarkeit oder irgendwelches edle Gefühl! Er kennt nur das liebe Ich, und in dieser kleinen Welt verliert er den richtigen Maßstab für das große Ganze, verliert schließlich das Verständnis für das Hohe, nicht zuletzt für die Erhabenheit der christlichen Nächstenliebe, die gibt, ohne Größeres dafür zu nehmen, die Wunden heilt, ohne nach Lohn und Dank zu fragen. Zwar kann auch ein Egoist ein sogenannter „guter“ Mensch sein, kann Werke der Nächstenliebe tun, vielleicht größere, als es einer wahrhaft christlichen Seele möglich ist. Sogar die Heiden haben ja nach dem Zeugnis des hl. Paulus im Römerbrief gute Werke getan, und wir sehen es vor unseren Augen, wie auch heute die öffentliche Nächstenliebe sogar in Gemeinwesen blüht, wo notorische Gotteskugler und Materialisten die Herrschaft haben. Aber sind es nicht Blüten, die verwelken beim erstenauhreif! Sind es nicht Taten, die hervorgehen aus einem menschlich natürlichen Mitgefühl und darum unterbleiben, sobald man Widerstand, Un dank, daß erntet und sobald keine Gefahr besteht, daß die „Enterbten“ sich eines Tages blutig rächen könnten! Würde die Humanität so sehr auf den Schild gehoben, wenn nicht in der Öffentlichkeit ihr hohes Lob erklänge! Man kennt zu gut den Dichter Goethe und sein Wort:

„Mann mit zugeknöpften Taschen,
Dir tut niemand was zuleib;
Hand wird mir von Hand gewaschen,
Wenn du nehmen willst, so gib!“

Würde in diesen Kreisen so viel für Hilfsbedürftige geschehen, wenn nicht ihre Vorfahren Christen wären, und wenn nicht in ihren von der ungläubigen Saat überwucherten Herzen noch still verborgen ein christliches Bergheimnisch blühte? Würden diese gemeinnützigen Anstalten erstehen, wenn nicht das christliche Beispiel zur Nachahmung förmlich triebe und beschämte?

Die Antwort brauchen wir nicht zu suchen, die Geschichte hat sie schon gegeben. Hat nicht auch das Heidentum der Vorzeit solche Anwandlungen gekannt, aber Laime war die Triebfeder, in Extremen bewegte sich diese Nächstenliebe, suchte aufzufallen, liebte das Absonderliche und wußte damit eine un-menschliche Geseßgebung gegenüber den Sklaven, Kriegsgefangenen und Frauen zu verbinden; fand im „goldenen Zeitalter“ nichts darin, die Fische mit Sklavenfleisch zu füttern, damit sie schmachtender würden! — Die Nächstenliebe im Judentum aber hat der göttliche Heiland selbst im Gleichnis vom barmherzigen Samaritaner geheißen.

Nein, wahre Nächstenliebe war und ist dies nicht, darum nennt man es auch ganz richtig „Fürsorge“. Wirkliche Nächstenliebe, die die schöne Bezeichnung Caritas verdient, gibt es nicht ohne Christentum, ohne tiefinnerliches christliches Denken und Empfinden. Denn es genügt dazu nicht einmal, in dem Mitmenschen ein Wesen zu erkennen, das gleicher Natur mit uns ist, mit derselben Daseinsberechtigung und demselben Ziele wie wir. Es ist dazu notwendig, daß wir völlig durchdrungen sind von der katholischen Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen, die unsern Horizont erweitert und unserm Leben neuen Inhalt gibt. Darum auch sagte der göttliche Heiland (Joh. 13,34): „Ein neues Gebot habe ich euch gegeben, daß ihr euch einander liebet, wie ich euch geliebt habe.“ Dazu ist notwendig die Auffassung des Christentums, die in jedem Menschen ein Ebenbild Gottes erblickt und in jedem Armen und Dürftigen gar den besonderen Freund des Heilandes. Dazu ist notwendig das erhabene Vorbild des Christentums, Jesus selbst, der in einer Weise, wie es nie mehr möglich sein wird, das Gegenteil des Egoismus verkörpert. Deshalb auch Gettingers schönes Wort: „Das Christentum kannte eine geistige, gottverwandte Seele, das Christentum aber zeigt dir eine mit dem Blute des Gottmenschen benetzte.“ — Dazu ist notwendig die Gnade des Christentums, mit der der Mensch sich selbst verzehrt zum Wohl und Nutzen des Mitmenschen, in der gewissen Hoffnung, daß sich dann das göttliche Wort (Joh. 12, 25) an ihm erfüllen wird: „Wer seine Seele liebt, der wird sie verlieren, und wer seine Seele in dieser Welt haßt, der wird sie zum ewigen Leben bewahren“, d. h.: „Wer seine Seele, sein Leben, über alles liebt, wer sein Leben nicht verlieren und nicht aufopfern will, wo die Sache Gottes es erfordert, der wird seine Seele verlieren, der wird vom ewigen Leben ausgeschlossen sein. Und umgekehrt wird jeder, der seine Seele in dieser Welt haßt, wer sein Leben und alle Kräfte seiner Seele rücksichtslos in den Dienst Christi stellt, seine Seele gewinnen, das ewige Leben erlangen.“

Ohne Christentum ist Caritas unmöglich. Wohl mögen auch ohne ausgesprochenes Christentum große Krankenhäuser entstehen, soziale Apparate tabellos funktionieren, Wohltätigkeitsbafare, Lotterien blühen und sonst gewaltige Summen fließen; jedoch der Sturz der christlichen Ideen müßte auch die letzte Krankenpflegerin begraben, die selbstlos, opferwillig, ohne irdischen Lohn Kraft, Gesundheit, Leben der leidenden Menschheit weihet; müßte

auch die letzte große Seele erdrücken, die heute in der Stille den Armen nicht nur zu sich ruft, sondern erst entdeckt. — Dann artet Nächstenliebe aus in Sport und wird gewinnluchtiger Erwerbszweig, wie so viele andere. Frau Caritas kann da nur wandeln, wo das Christentum die Wege ebnet, kann da nur herrschen, wo die Menschheit den ersten Christen gleich „ein Herz und eine Seele“ ist.

Pilgers Abschied von Mariental i. Rhg.

Von Hermine Lebas.

Laß grüßen dich ein letztes Mal,
O stilles, waldbumraushtes Tal,
Mit deinem Kirchlein, lieb und traut,
Zur Ehr' Mariens hier erbaut!
Hier quillt ein reicher Segensquell,
Der unaufhaltsam Well' auf Well'
Sich gießt im heil'gen Gotteshaus
Auf Scharen frommer Väter aus,
Die flehen vor dem Gnadenbild,
Zu der, die mächtig ist und mild.
Du hörst sie alle, Königin,
Läßt keinen leer von dannen zieh'n,
In jeder Not, im tiefsten Leid
Bist du, Maria, hilfsbereit,
Dich preisen Pilger, nah und fern!
Wie möchte weilen ich noch gern
An diesem hehren Gnadenort,
Jedoch die Pflicht, sie ruft mich fort!
Dum sei geschieden, wird's auch schwer —
Maria, gib vom Himmel her
Mit deinem Segen mir Geleit
Und führ' mich einst zur Seligkeit.

Zur Einweihung der St. Josephs-Kirche in Frankfurt a. M.-Eschersheim

Nun zieht herauf der herrliche, so lang und heiß ersehnte Tag, an welchem die Katholiken im Stadtteil Frankfurt-Eschersheim das Fest der Einweihung der neuen St. Josephskirche glanzvoll begehen dürfen. Ein hohes Freudenfest soll der zweite Maiensonntag für die gewaltig ausblühende kath. Pfarrgemeinde Eschersheim werden. Wenn schon der jährlich wiederkehrende Kirchweihstag zu den schönsten und freudereichsten Tagen des ganzen Jahres zählt, so wird der 10. Mai, der Tag der feierlichen Konsekration des ersten neuen, seit der Reformation hier erstandenen katholischen Gotteshauses durch einen Apostelnachfolger einen ganz eigenartigen, hervorragenden Glanzpunkt bilden mit erhöhtem Jubel und herzlicher Glaubensfreude. Vollendet steht nun da der erhabene Gottesbau der prächtigen St. Josephskirche, ein Triumphdenkmal von anerkannter Opferwilligkeit der Verehrer des hl. Joseph in Deutschland und weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus.

Ja, die Katholiken von Eschersheim wissen diesen unvergeßlich bleibenden Tag zu würdigen, überall Feststimmung und fröhliches Schaffen. Am Eingang der Josephskirchstraße grüßt eine kunstvoll und sinnig aufgerichtete Ehrenpforte. Wie eine Königin, die der Stunde ihrer Krönung harret, lacht die Kirche im Gewande des wuchtigen, romanischen Stiles dem Fremden am Vorabend des Weihetages entgegen in Hoheit und Würde, im Innern geziert mit duftigem Maiengrün, mit schmunzenden Fahnen und zierlichen Blumengewinden. Mit Rücksicht auf die herrliche, ohnehin wirksame Außenarchitektur hat man mit Recht davon abgesehen, die Portale mit buntem Schmuck und Fahnen auszustatten. Mit seinem Gefühl hat man sich darauf beschränkt, den hohen Ernst der Kirche durch schlauke Lorbeerbäume von innen und außen zu beleben. Dadurch macht die Kirche in ihrem bräutlichen, einfachen Schmucke einen weihvollen Eindruck. Festliches Glockengeläute leitet den hehren Freudentag ein.

O glorreicher Tag! O ewig gebenedeite, weihvolle Stunde! Der Wächter von der altbewährten Grabeskirche des hl. Bonifatius, des großen Apostels der Deutschen, schickt sich an, dieser würdigen Opferstätte am äußersten Horizonte der Diözese Fulda im Namen des Allerhöchsten die Weihe zu verleihen. Durch sein Gebet, durch seine Salbung und seinen Segen soll die neue Kirche eine hehre Gotteswohnstätte werden, eine bleibende Glaubensstätte für die jetzigen und künftigen Geschlechter, eine wahre Zierde für den seit 1910 eingemeindeten Stadtteil Eschersheim ein funkelnder Edelstein, würdig, eingereiht zu werden in den perlreichen „Kirchenkranz“ der alten Kaiserstadt Frankfurt.

Mit dem Jahre 1538, zur Zeit der Reformation war in Eschersheim das katholische Leben erloschen. Vor diesem Zeitpunkte war die katholische Pfarrei Eschersheim mit Ginnheim dem Erzbischof von Mainz unterstellt, heute gehören die Katholiken in den genannten Stadtbezirken zur Diözese Fulda. Die wenigen im vorigen Jahrhundert eingewanderten katholischen Familien gehörten anfangs zur Pfarrei Bodenheim, wurden aber von dem näher gelegenen Heßbornheim (Diözese Limburg) aus pastoriert, was dankbarst anerkannt werden muß. Als am 1. Mai 1884 der damalige Bischof Ropp von Fulda, der spätere Kardinalbischof von Breslau, den jetzigen Pfarrer Knips von Edenheim als Kaplan in Bodenheim für die im Landkreis Frankfurt zerstreut wohnenden Katholiken (auf Fuldaer Gebiet) anstellte, war das eine Maßnahme von höchster Bedeutung. Am 10. November 1892 wurde Edenheim zur Kuratie und am 23. März 1900 zur Pfarrei erhoben, der neuen Kuratie bzw. Pfarrei mit dem Orte in Edenheim wurden die Katho-

Allen von Ginnheim, Beunghesheim, Seckbach, Berkersheim und Eschersheim zugeteilt. Näheren Aufschluß über die Geschichte der Pfarrei Edenheim und deren Filialen gibt die von Herrn Pfarrer Knips zum 25jährigen Jubiläum der Gründung der kath. Kirchengemeinde Edenheim (1884—1909) verfaßte Festschrift. Am 15. März 1901 bestellte der hochselige Bischof Walbert einen eigenen Geistlichen für Ginnheim und Eschersheim in der Person des seitherigen Pastors von Hofgeismar, Josef Freidhof, des jetzigen Pfarrers in Bremen b. Geisa, mit dem Sitz in Ginnheim, das damals die meisten Katholiken hatte. Während in Ginnheim bald der Grundstein zu einem bescheidenen Missionshause (Kirche und Wohnung des Geistlichen) gelegt wurde — bis dahin mußte der Gottesdienst in einem Tanzsaale abgehalten werden — genügten die Katholiken in Eschersheim wegen der ärmlichen Verhältnisse ihren religiösen Pflichten in einem gemieteten Saale der dortigen evangelischen Schule (seit Juli 1904). Da aber ob des regen Verkehrs und der günstigen Lage des Ortes der Zuzug auswärtiger Katholiken stets stärker wurde und somit die katholische Gemeinde erheblich zunahm, sah man sich zum Neubau eines würdigen Gotteshauses gedrängt. Als am 10. Juli Herr Pfarrer Freidhof die Stelle verließ, war für die Katholiken in Ginnheim ausreichend gesorgt, aber Eschersheim stellte infolge seiner raschen Entwicklung an den Nachfolger, den jetzigen Pfarrer Fröhlich, große Anforderungen. Trotzdem sich der Schulsaal auf die Dauer als zu klein erwies, mußte in ihr noch bis zu Ostern 1912 der Gottesdienst abgehalten werden. Denn für den so dringend notwendig gewordenen Kirchenbau fehlten sämtliche Mittel. Außerdem war der bereits angekaufte Bauplatz zu klein und dazu mit 19 000 M. Hypothekenschulden belastet. Aber Gottes reichster Segen und der sichtlich Schutz des hl. Joseph haben die Bemühungen des Erbauers der jetzigen Kirche mit staunenswerthem Erfolge gekrönt. Gottes allmächtige Hilfe hat es möglich gemacht, unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen die Bauplatzfrage glänzend zu lösen und ein so großartiges Werk zu vollenden, an dessen Ausgestaltung Herr Pfarrer Fröhlich mit unverdrossenem Mute, anerkennenswerter Ausdauer und Aufopferung sieben Jahre gearbeitet hat.

Die Zeit jener unerquicklichen, traurigen Verhältnisse ist nun vorüber. Die Katholiken von Eschersheim nennen ein fast schuldenfreies Gotteshaus ihr eigen. Darum Dank dem himmlischen Bauherrn, der das gewagte, nun wohlgeungene Unternehmen mit seinem steten Beistand begleitet hat! Dank auch allen hochherzigen Wohlthätern, die zum Bau der St. Josephskirche so opferwillig und freudig manch' milde Gabe als Baustein beigezeichnet haben! Ihr Andenken möge bis zu den spätesten Generationen in Ehren und Segen fortleben! Dank und Anerkennung allen, die durch Rat und Tat zur Förderung des Baues beigetragen, namentlich der Staats-, Kirchen- und Stadtbehörde, die einmütigen Sinnes stets fördernd eingegriffen haben.

Und nun eine kleine Blütenlese aus der Baugeschichte der Kirche. Dank der hochentwickelten modernen Technik war es möglich, einen Kirchenneubau, der früher fast ein Menschenalter dauerte, in verhältnismäßig kurzer Bauzeit fertig zu stellen. Am 5. Dezember 1910 wurde der erste Spatenstich vollzogen, am Feste des hl. Joseph (1911) vom hochw. Herrn Dechant Braun-Danau der Grundstein feierlich gesegnet, am 6. April 1912 wurde das im Rohbau zu Ende geführte Gotteshaus von Herrn Pfarrer Knips für die Abhaltung des Gottesdienstes benediziert und am ersten Ostertag (7. April 1912) konnte auf einem Notaltare der erste Festgottesdienst abgehalten werden, am folgenden Tage (Ostermontag) kam die lang ersehnte Osterfreude der Katholiken zum Ausdruck in der ersten Kommunionfeier von 41 Erstkommunikanten.

Die Kirche, dem hl. Joseph geweiht, ist in den edlen ernsten Formen des spätromanischen Stiles ausgeführt nach den Plänen des Architekten Mahr-Fulda. Die größten Abmessungen betragen in der Länge 46 Meter, in der Breite 24½ Meter. Der Turm ist bis zum Anlauf, ohne das 4 Meter hohe schmiedeeiserne Kreuz, 46 Meter hoch. Beim Entwurf wurde ganz besonderer Wert gelegt auf eine einfache Grundrisslösung und gute Verhältnisse des Aufbaues. Die Anlage zeigt die Kreuzform, die auch im Aufbau scharfsüßig und doch wohlthuend zum Ausdruck kommt. Sie wird durch ein 12 Meter breites Langschiff, durch das nach beiden Seiten hin weit vorspringende Querschiff und das Chor mit herrlicher Konchaler Apsis wirkungsvoll gegliedert. An das breite Mittelschiff schmiegen sich rechts und links schmale Seitenschiffe an, die nur als Durchgänge dienen. Die äußere Linienführung wird hierdurch gleichzeitig angenehm unterbrochen und wiederum die Architektur belebt. Nach Westen schließen zwei die Hauptfront flankierende, künstlerisch angelegte zierliche Treppentürmchen die Seitenschiffe ab und gewähren Zugang zu der weitläufigen Orgelempore, die auf 4 mit reichem Kapitälchen gezierten Säulen ruht. Im Untergeschoß des nördlichen Flankentürmchens ist die Taufkapelle eingebaut. Der nach oben reicher gegliederte, im S. O. dem Ganzen organisch eingefügte Hauptturm, der trugig wie ein mächtiger Burgfried mit monumentaler Wucht massig aufstrebend den ganzen Bau beherrscht und schirmt und weit über Stadt und Land ein kräftiges „Sursum corda“ hinaussendet, trägt ein harmonisches Geläute (c, f, g, a, c) im Gesamtgewicht von 5597 Kg., das selbst den hochgestellten Erwartungen und Wünschen entspricht und jeder Stimmung vom hohen Festjubel bis zur tiefen Trauer Ausdruck verleihen kann.

Im geräumigen Chor hat der massive Hochaltar Aufstellung gefunden, der, als Biborienaltar gedacht, später noch mit einem Baldachin gekrönt wird. Die glückliche Grundrisslösung ermöglicht von allen Punkten der Kirche aus einen freien Ausblick auf den Hochaltar und die Kanzel. Der innere Kirchenraum wirkt großzügig und monumental und faßt bequem 2000 Menschen. Unter dem Chor ist die Heizung eingebaut nach System Perret.

Dieses formvollendete Werk in seiner schlichten Einfachheit und doch so majestätischen Größe lobt seinen Architekten, Herrn Mahr-Fulda, seinen Baumeister, Herrn Anton Vils-Frankfurt a. M., und alle Handwerksleute, welche der Idee eine schöne romanische Kirche im

Bereiche des Frankfurter Domes zu haben, greifbare Gestalt und Wirklichkeit gegeben haben. Mögen in den nächsten Jahrzehnten in dem stattlichen Kirchenraume um den altbewährten Kaiserdom sich noch recht viele neue Kirchen bräutlichen Schmuck anlegen für den Tag der feierlichen Einweihung, wie es die St. Josephskirche für den 10. Mai tut, die sich als ein Denkmal des Glaubens und katholischen Opfersinnes repräsentiert, zum Lobe des dreieinigen Gottes, zur Ehre ihres großen Patrons, des hl. Joseph, zur Mehrung der christlichen Religion, als ein Pfand des religiösen Friedens und zum Heile der Seelen!

Möge das Fest der Konsekration unter dem Schutze des Allerschönen einen herrlichen Verlauf nehmen zum Preis des unendlichen Gottes und zum Lobe des glorreichen Patriarchen, des hl. Joseph, auf daß er reichen Segen herabschle auf die ihm geweihte Kirche und die seiner Obhut anvertraute kath. Pfarrgemeinde Eschersheim am lieblichen Niddastrande!

Pax aeterna huic domui! — Ew'ger Friede diesem Hause!

Für die Feier ist folgendes Programm vorgesehen:

Sonntag, 10. Mai:

6 Uhr: Bischöfliche Messe (in Ginnheim).

7.30 Uhr: Beginn der Weihe.

10 Uhr: Festpredigt des Hochwürdigsten Herrn Bischofs und Verkünden mit Bischöf. Assistenz. Te Deum.

1 Uhr: Festessen bei Herrn Gastwirt Georg Müller.

7.30 Uhr: Festversammlung in Anwesenheit des Hochwürdigsten Herrn Bischofs.

Als Ehrengäste werden am Festgottesdienste teilnehmen: 1. Als Vertreter der Landgräfin von Hessen, Prinzessin Anna von Preußen: Kammerherr und Hofchef von Voßmer. 2. Der kommandierende General der Infanterie und General-Adjutant des Kaisers: von Schenk. 3. Polizeipräsident und Kgl. Kammerherr Rieß von Scheurnschloß. 4. Oberbürgermeister G. Voigt. 5. Militäroberpfarrer und Päpfl. Prälat Bischoff usw.

Maienblüte

Von W. Wimmer.

(Nachdruck verboten.)

Helene war die Frau des Fischers Peter, und wenn es je eine braven, guten Mann gab, so war Peter ein solcher. Reich waren die guten Leuten nicht; aber was sie brauchten, hatten sie: ein Häuschen mit einem Gärtchen, eine Kuh und eine Ziege, alle Tage Brot und Sonntags auch Fleisch und Gemüse. Aber eines fehlte, und zwar etwas ganz Notwendiges zum Glück einer Familie: ein Kind.

„Wenn wir nur ein Kind hätten!“ seufzte Helene oft, „ich wäre die glücklichste Frau auf Erden!“

„Frau“, sagte eines Tages Peter, „wir wollen am nächsten Sonntag in der Frühe unseren lieben Herrgott bitten, daß sein Wille geschehe.“

Der Sonntag kam, und Peter und Helene gingen nach dem Dorfe zur Kirche. Nachmittags kehrten sie freudigen Herzens nach Hause zurück. Es war ein schöner Maionntag, so hell und klar. Aber gegen Abend zogen drohende Wolken zusammen, und das Meer fing an unruhig zu werden. Peter trat unter die Tür und schaute zum Himmel empor.

„Es wird heute noch etwas absehn“, sagte er zu Helene, „der Wind weht von Westen her.“

Wirklich brach nach einigen Stunden der Sturm los; der Himmel war wie ein Feuermeer und die See schlenbert wild haushohe Wogen. Plötzlich ertönte ein dumpfer Kanonenschuß. Wie der Blitz fuhr Peter nach seinen Werktagkleidern, und als ein zweiter Schuß ertönte, stand er bereits am Strande.

„Jesus, Maria!“ rief er aus. „Das Schiff stößt auf die Riffe; es ist verloren! Geh' und haste die Betten bereit und warmen Wein; ich will versuchen, was möglich ist.“

Der wadere Fischer band seine Barke los und feuerte mutig durch die tosenden Wogen. Der Sturm ließ nach, und Helene konnte in ihrer Hütte den Notruf der Verunglückten vernehmen. Sie fiel auf die Knie und flehte Gott um Erbarmen an, um Rettung. Aber nur kurze Zeit dauerte die Ruhe; dann brach der Sturm aufs neue los, und bald konnte Helene nichts mehr hören, als den kräftigen Schlag eines Ruders, das gegen die Wogen ankämpfte. Angsterfüllt sprang sie an den Strand und rief: „Peter, Peter!“

Da aber stieß das Boot schon mit Wucht in den Sand. Der Fischer sprang ans Land, durchnäht bis auf die Haut. Er trug etwas auf den Armen.

„Nimm, Frau“, rief er ihr zu, indem er ihr seine Bürde in die Arme drückte, „ich komme sogleich nach, wenn ich das Boot festgelegt.“

Als Peter dann in die Stube trat, fand er seine Frau vor einem hellen Feuer aus Seidelkraut sitzen und etwas auf den Knien halten — ein schlafendes Kind.

„Siehst du“, sprach er freundlich, „Gott hat unser Gebet erhört und uns ein Kind geschenkt!“

„O gewiß“, sagte Helene, „es ist unser Kind, du hast ihm ja das Leben gerettet. Ein allerliebstes Mädchen. Wir wollen es Maria nennen, zu Ehren der Himmelskönigin!“

„Wohl wahr“, erwiderte Peter, indem er seine nassen Kleider mit trockenen vertauschte. „Als ich zu dem Boote kam, in welches sich alles von dem Schiffe gerettet hatte, kam eine ungeheure Welle heran und verslang Boot und Leute, fast hätte sie mich selbst in den Abgrund gezogen. Ich sah bei meiner Barke eine Frauengestalt auftauchen, welche mit beiden Händen ein Kind emporhob: „Rettet mein Kind!“ rief sie aus und verschwand in den Wellen, nachdem ich kaum das arme Wesen erfaßt hatte. Mehr war nicht zu retten, und ich kehrte deshalb um, denn es war doch besser, ein Leben dem sicheren Tode zu entreißen, als deren zwei in Gefahr zu setzen. Meinst du nicht auch?“

„Du hast recht getan, Peter“, sagte Helene, indem sie das Kind auf das Bett niederlegte. „Schau' nur, welch liebliches Kind!“
 „Ach, wahrhaftig!“ rief Peter voll Freude aus, als er das Kind näher betrachtete. „Sein wahres Rosengeflächchen, eine herrliche Maienblüte.“
 Das Kind schlief noch immer fort, aber es atmete sanft und leicht; es war gesund und hatte keinen Schaden genommen. Der Fischer und seine Frau knieten nieder und dankten Gott für das liebe Geschenk und für die eigene Rettung aus Gefahr. Es war bereits Mitternacht, als sie sich beruhigt über den Zustand des Kindes, zu Bett legten. Aber Helene ruhte nicht lange; schon mit Tagesanbruch erwachte sie, und ihr erster Blick fiel auf die kleine Marie, die aber noch ruhig schlummerte. Erst beim hellen Sonnenschein erwachte sie, schaute verwundert um sich und fing an zu weinen und nach der Mutter zu rufen. Helene suchte sie mit der zärtlichsten Sorgfalt zu trösten, und eine Schale Milch entlockte bald der Kleinen ein freundliches Lächeln. Das Mädchen mochte etwa zwei Jahre alt sein und war in der That ein allerliebstes Kind. Da Helene alles aufbot, es zufrieden zu stellen, so gewöhnte es sich bald an die neue Mutter.

*

Wie schnell entflieht die Zeit der Kindheit, diese schönste und glücklichste Zeit des Lebens! Marie entwuchs den Kinderjahren; sie wurde ein hübsches, braves Mädchen; sie half dem Vater Netze stricken und Fische heimtragen, der Mutter nähen, kochen und scheuern. Alle Leute hatten ihre Freude an ihr.

„Sie hat nicht ihresgleichen!“ sagten sie, und man nannte sie allgemein nur „Maienblüte“. Marie glückte aber einer Rose nicht bloß an Gestalt und Lebensfrische, sie hatte auch den Duft derselben, und dieser Duft war ihre Herzensgüte. Deshalb war sie auch geliebt von jedermann.

Marie stand in dem Alter, in dem der Verstand der Reife entgegengeht und das Herz in sich selber geht; in dem Alter, in welchem das „Leben“ an die Stelle des „Daseins“ tritt und das Gemüt sich seiner selbst bewußt wird. Sie war zum erstenmale zum Tische des Herrn gegangen, und seitdem dachte sie über manches nach, was früher unbemerkt an ihr vorübergegangen war. Da trat noch ein weiteres Ereignis ein, welches auf ihr weiches Gemüt einen großen Eindruck machte. Ein Krieg war hereingebrochen und Peter der Seemacht zugeteilt worden. Wenn er auch nicht direkt in den Kampf ziehen mußte, so war er doch einberufen und mußte fern von den Seinen leben. Helene und ihre Pflegetochter gewöhnten sich zwar nach und nach an diese herbe Trennung, allein eine eigentümliche Veränderung trat in ihren Verhältnissen zueinander ein, und wenn auch äußerlich scheinbar nichts zu bemerken war, so hatte es doch keinem aufmerksamen Beobachter entgehen können, daß diese Veränderung, diese Traurigkeit vonseiten des Mädchens noch einen anderen Grund haben mußte, als die Abwesenheit des Fischers.

Der Herbst ging vorüber, auch der Winter; der Weißdorn entfaltete seine balsamduftenden Blüten und die Nachtigall wiegte sich auf den grünbelaubten Zweigen, dem Widerhall ihrer herrlichen Lieder lauschend.

Eines Abends, als Marie an dem Quellbrunnen ihren Krug füllte, sang noch eine Nachtigall, und sie lauschte auf die fast klagenden Töne der Sängerin.

„Weißt du, was dieser Vogel gesungen hat?“ sprach plötzlich eine Stimme neben ihr. Marie wandte sich um und erblickte Cordula, ein armes Mädchen, dessen Geistesgaben nicht recht entwickelt waren, so daß man es für halb blödsinnig hielt.

„Nun“, sagte Marie, „weißt du es, Cordula?“

„Ach, weiß es und will es dir sagen. Das Lied ist schon älter als ich selbst; die Nachtigall singt: „Der Mai kommt und geht vorüber und mit ihm welken die Blüten; glücklich sind die Mädchen, die im Mai sterben, man schmückt ihr Grab mit frischen Blumen.““

„Gute Nacht, Cordula! Es ist kalt diesen Abend, und meine Mutter wartet auf mich.“ Und Marie kehrte nach Hause zurück, trauriger als je. Die Zeit verging Tag für Tag, aber Peter kehrte nicht zurück. Jeden Abend gingen Mutter und Tochter an das Ufer hinaus. Zuweilen, wenn der Abend schön war, setzten sie sich am Strande auf die umgekehrte Barke des Fischers und plauderten über Vergangenheit und Zukunft, und jedesmal schloß ein Vaterunser für den Abwesenden ihre Unterhaltung.

Eines Abends, als sie eben wieder gebetet hatten, neigte Marie ihr bleiches Gesicht zur Mutter hin. „Mutter“, sagte sie schüchtern, „ich möchte dir etwas sagen.“

„Was hast du, mein Kind? Gewiß bist du krank, ich habe dich noch nie so bleich gesehen. Sprich, sag' mir alles!“

„Ja — aber wenn ich dir damit wehe tue?“

„Du? Mir wehe tun? Das kann nicht sein. Du kannst mich nicht betrüben, mein liebes Kind.“

„Ach!“ seufzte Marie und sagte dann: „Es kommen mir seit längerer Zeit seltsame Erinnerungen — aus einer fernen, fernen Zeit. Es ist mir, wie wenn du — nicht immer meine Mutter gewesen wärest — wie wenn ich vor dir eine andere gehabt hätte.“

Helene sah wie vernichtet; ein Dolchstich hätte ihr Herz nicht tiefer verwunden können. Sie hatte sich diesem Kinde so ganz hingegeben, ja, so ganz und gar, daß sie selbst nicht einmal daran dachte, daß sie nicht die rechte Mutter war. Und siehe nun — durch ein eigentümliches Gefühl erriet dieses Kind, welches doch von niemanden außer ihr gepflegt und mütterlich geliebt worden war, daß es nicht ihre Tochter sei, daß ein geheiligtes Band ihrer mütterlichen Zuneigung fehlte. Marie hatte ihr Gesicht an das Herz der Mutter gedrückt, und beide blieben so sitzen, stumm und gedankenvoll.

Da brach des Mondes Silberschein aus dem Gewölk hervor und beleuchtete ein Fahrzeug, das soeben den Ufer auswarf, nicht weit von dem Plage, wo sie saßen. Helene richtete sich auf; ein Strahl der Hoffnung durchzuckte ihre Seele.

„Peter!“ rief sie aus, von einer plötzlichen Ahnung erfaßt.

Marie erhob sich bebend. „Mutter, ich habe dir wehe getan!“ flüsterte sie leise.

„Mein Kind“, sagte Helene mit Tränen in den Augen, „wer hat dir diesen Gedanken eingegeben?“

„O, schon seit einiger Zeit quält mich dieser, aber ich habe nie gewagt, dir ihn zu gestehen. Oft ist es mir, als hörte ich vom Meere her eine Stimme leise mir zurufen, und schon mehrmals sah ich nachts im Schlafe eine weißgekleidete Frau neben meinem Bette, welche mir zulächelte und mir die Hand reichte mit den Worten: „Auf Wiedersehen, mein geliebtes Kind!““

„Das sind Träume, mein Kind!“

„Es ist wahr, Mutter — es sind Träume, aber ich habe auch schon wachend ihr Gesicht gesehen und ihre Stimme gehört, und der Nachhall dieser Stimme in meinem Ohr, in meinem Herzen — o, es ist die Stimme einer Mutter!“

Helene war tief ergriffen, aber sie hatte nicht den Mut, Marie zu sagen: „Ich bin nicht deine Mutter!“

Das Schiff, welches Helene gesehen, brachte in der That den Fischer zurück. Die Freude des Wiedersehens verwischte den schmerzlichen Austritt, und bis tief in die Nacht hinein saßen die drei jetzt so Glücklichen beisammen. Erst am folgenden Tage fiel Peter der melancholische Ausdruck des Gesichtes seiner Tochter, ihr ganz verändertes Aussehen auf. Es war nicht mehr die frische, reizende Maienblüte, das liebliche Rosenrot der Wangen; es war eine Blume der Frühlingsnacht, welcher der Mond etwas von seinem bleichen Schein verliehen hatte.

Helene erzählte ihrem Manne, was vorgegangen war, und Peter war tief betrübt darüber. Auch er verlor ungern das Kind seiner innigsten Liebe; auch er wollte ihr nicht sagen, daß er sie nur als arme, verlassene Waise aufgenommen hatte.

Indes bedurften die beiden Leuten in ihrem Anliegen eines Vertrauten und sie wandten sich daher an den ehrwürdigen Geistlichen ihres Pfarrortes, welcher längst schon ihr Berater und Beistand war. Allein sie hatten demselben nichts Neues mitzuteilen, denn Marie selbst hatte ihm schon ihr Herz erschlossen, und so gaben denn die betrübten Eltern ihre Einwilligung, daß er dem Mädchen die ganze Wahrheit eröffne. Von dem Tage an, da dies geschah, schien Marie nicht mehr der Erde anzugehören. Ihre Augen nahmen einen seltsamen Ausdruck an, ihre Wangen wurden immer blässer und über ihre Züge verbreitete sich eine verklärte Ruhe. Sonst hatten die Leute sie „Maienblüte“ genannt, jetzt blickten sie ihr betrübten Herzens nach und seufzten: Der Mai vergeht und mit ihm verwelken die Blumen!

Der Mai ging zu Ende; die Lüfte wehten lau und die süßen Düfte der Blumen vermischten sich mit den Dämpfen des Meeres. Marie saß vor dem Hause neben Helene, welche spannte und ihre Tochter mit unruhigen Blicken betrachtete. Marie betete; ihr Gesicht war nicht mehr das eines Erdenkinds. Sie schaute von Zeit zu Zeit nach der Richtung des Weges, der von dem Dorfe her führte und schien jemanden zu erwarten.

„Mutter, er wird nicht kommen!“ sagte sie.

„Er wird kommen, mein liebes Kind, er hat es mir versprochen“, erwiderte Helene. „Aber morgen ist Sonntag.“

„Sonntag! Der letzte Maiensonntag; meine Gespielen feiern morgen die letzte Maienacht — ich kann nicht mehr mit ihnen gehen. O, Mutter, ich bin müde, so todesmüde!“

„Willst du nicht zu Bett gehen?“ Und Helene wollte die Kranke in die Hütte tragen.

„Noch nicht, der Herr Pfarrer kommt!“

In der That erschien der Geistliche und beschleunigte seine Schritte, als ahnte er, was geschehen sollte. „Ich habe auf Sie gewartet“, sagte die Kranke mit matter Stimme.

„Mein Kind, ich habe mit deinen Gespielen für dich gebetet, wir haben zu Gott gesandt und zu der heiligen Jungfrau, daß sie dich uns erhalten wolle. Es ist vielleicht nur eine vorübergehende Schwäche. . .“

„O, mein Vater, sagen Sie das nicht; lassen Sie mich sterben, lassen Sie mich zu meiner Mutter eingehen in die ewigen Wohnungen des himmlischen Vaters — ich höre ihre Stimme, die mich abrufen. — Leben Sie wohl! Und Dank, tausend Dank, meine lieben, guten Eltern!“ fuhr sie fort, sich zu Helene und Peter wendend, welche an ihrer Seite standen und weinten. „Weinet nicht!“ fuhr sie fort. „Ich werde glücklich sein, ich werde für Euch beten. — Segnet mich, denn ich bin ja auch Euer Kind! — Und Sie auch, Herr Pfarrer — geben Sie mir Ihren Segen. — Jesus, Maria! nehmt mich auf! —“ Und ihre Augen erglänzten noch einmal, dann aber schlossen sie sich für immer.

Zwei Tage später trugen Mariens Gespielen, weiß gekleidet, einen mit Blumen geschmückten Sarg nach dem Dorfe hin, und Cordula folgte ihm. Leise sagte sie: „Der Mai kommt und geht vorüber, und mit ihm welken die Blüten. Glücklich sind die Mädchen, die in ihrer Reinheit und Unschuld, die im Mai sterben. Sie sind Maienblüten!“

Goldkörner

So viele Enttäuschungen mehr, so viele Enttäuschungen weniger.

*

Niemand kann eine Mutter loben, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder verwahrlost und sich mit der Erziehung verwahrloster Kinder abgibt.

*

Der auf dem Schaukelstuhl seiner Tugend Siesta haltende Ehrenmann hat es nicht gern, wenn man ihm von höheren Dingen redet.

*

Manche, sagt Seneca, fangen zu leben erst an, wenn sie aufhören sollten.